

dtv

Achtundzwanzig Jahre war Henry David Thoreau alt, als er sich in den Wäldern bei Concord am Walden-See eine Holzhütte zimmerte und einen folgenreichen Selbstversuch begann. Das hektisch-geschäftige Leben des einsetzenden Industriezeitalters in Amerika empfand er als oberflächlich, trivial und unbefriedigend. Ganz auf sich gestellt, in der Einsamkeit der Natur, wollte er die »Muße zum wirklichen Leben« finden. Aus den Aufzeichnungen über dieses Experiment entstand ein Werk, in dem eindringliche Naturbeobachtungen, Poesie, philosophische Reflexion und Gesellschaftskritik eine einzigartige Mischung ergeben. Thoreaus Wirkung reichte weit über die amerikanischen Landesgrenzen hinaus: Sozialreformer wie Lew Tolstoi und Mahatma Ghandi beriefen sich auf den radikalen Nonkonformisten, dessen ›Walden‹ schließlich einer ganzen »Aussteiger-Generation« zum Kultbuch wurde.

Henry David Thoreau, geboren am 12. Juli 1817 in Concord/Massachusetts, wurde nach dem Studium Volksschullehrer, gab seine Stellung aber aus Protest gegen die Prügelstrafe auf und gründete eine Privatschule. 1845 begann er sein zweijähriges Selbstexperiment am Walden-See. Danach kämpfte er für die praktische Umsetzung seiner ethischen Überzeugungen, etwa indem er sich vehement für das Recht auf zivilen Ungehorsam und für die Abschaffung der Sklaverei einsetzte. Am 6. Mai 1862 starb er an Lungentuberkulose.

Henry David Thoreau

Walden
Ein Leben mit der Natur

Deutsch von Erika Ziha
Ergänzt und überarbeitet von Sophie Zeitz

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:
Walden; or, Life in the Woods
Boston 1854

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Vollständige Ausgabe 1999
9. Auflage 2013
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 1999 Deutscher Taschenbuch Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Premium
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Garamond 10/11,5' (QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12684-7

Inhalt

I. Ökonomie des Lebens	7
II. Wo ich lebte und wofür	90
III. Lesen	110
IV. Laute	123
V. Einsamkeit	142
VI. Besucher	153
VII. Das Bohnenfeld	169
VIII. Das Dorf	183
IX. Die Seen	190
X. Baker-Farm	219
XI. Höhere Gesetze	229
XII. Tiernachbarn	243
XIII. Der Kamin	258
XIV. Frühere Bewohner · Winterbesuch	277
XV. Tiere im Winter	293
XVI. Der See im Winter	305
XVII. Frühling	323
XVIII. Endbetrachtung	345

I.

Ökonomie des Lebens

Während ich den Großteil der folgenden Seiten niederschrieb, lebte ich einsam, weit entfernt von jeder Nachbarschaft, am Rande des Waldensees in den Wäldern von Concord, Massachusetts. Ich ernährte mich von meiner Hände Arbeit und wohnte in einem Haus, das ich mir selbst gebaut hatte. Ich verbrachte in dieser Gegend zwei Jahre und zwei Monate. Jetzt nehme ich wieder am zivilisierten Leben teil.

Ich würde meine Leser nicht mit meinen persönlichen Angelegenheiten behelligen, wären nicht eingehende Fragen über meine Lebensweise an mich gerichtet worden. Fragen, die mancher vielleicht unverschämt nennen würde, die mir aber angesichts der besonderen Umstände ganz natürlich und begreiflich erscheinen. So wurde ich gefragt, was ich gegessen, ob ich mich nicht einsam gefühlt und ob ich mich nicht gefürchtet hätte; andere wieder wollten wissen, wieviel ich für wohltätige Zwecke ausgegeben, und einige mit großen Familien, wieviel arme Kinder ich unterstützt hätte. Daher bitte ich jene Leser, die für meine Person kein so großes Interesse haben, zu verzeihen, wenn ich einige der Fragen in diesem Buch beantworten möchte. In den meisten Büchern wird die erste Person, das »Ich«, vermieden; in diesem wird es beibehalten. Das ist hinsichtlich Selbstgefälligkeit der Hauptunterschied. Für gewöhnlich denken wir nicht daran, daß es schließlich immer die erste Person ist, die redet. Ich würde nicht so viel von mir selbst reden, wenn ich jemand anderen so gut kennen würde wie mich. So aber muß ich mich auf dieses Thema beschränken, da meine Erfahrungen leider nicht

weiter reichen. Ich für meinen Teil verlange überhaupt von jedem Schriftsteller, daß er einfach und aufrichtig von seinem eigenen Leben erzähle, und nicht nur davon, was er über das Leben anderer gehört hat. Etwa so, wie er Verwandten aus einem fernen Land von sich berichten würde; denn wenn er redlich gelebt hat, muß es in einem mir fernen Land gewesen sein. Vielleicht werden diese Zeilen vor allem arme Studenten ansprechen. Die übrigen meiner Leser aber werden daraus entnehmen, was ihnen brauchbar erscheint. Wer immer in diesen Rock hineinschlüpft, wird, so hoffe ich, die Nähte dabei nicht überdehnen, denn wem er paßt, dem mag er gute Dienste leisten.

Noch etwas liegt mir am Herzen, das nicht so sehr die Chinesen oder die Bewohner von Hawaii angeht, als vielmehr den Neuengländer, der diese Seiten liest; etwas über seine Lage, die Verhältnisse hier in dieser Welt, in dieser Gegend; wie sie sind, und ob es notwendig ist, daß sie so schlecht sind, oder ob sie sich nicht genausogut verbessern ließen? Ich bin in Concord viel herumgekommen, und überall, in den Läden, in den Büros, auf den Feldern, schienen mir die Einwohner auf tausenderlei sonderbare Art Buße zu tun. Alles, was ich je von Brahmanen hörte, ob sie nun zwischen vier Feuern sitzen und in die Sonne starren oder mit dem Kopf nach unten über Flammen hängen; ob sie über die Schultern in den Himmel schauen, »bis es ihnen unmöglich ist, ihre natürliche Haltung wieder einzunehmen, während durch ihren verdrehten Hals nur noch Flüssiges in den Magen gelangen kann«, oder aber fürs Leben angekettet am Fuße eines Baumes hausen; ob sie wie Raupen mit dem Bauch am Boden kriechen, um die Breite weiter Königreiche auszumessen, oder auf einem Bein auf einer Säule stehen – keine all dieser Bußformen ist unbegreiflicher und erstaunlicher als die Szenen, die ich täglich vor Augen habe. Ja, selbst die zwölf Arbeiten des Herkules erscheinen mir eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Mühen, die

meine Nachbarn auf sich nehmen; denn es waren nur zwölf, und sie nahmen einmal ein Ende, während ich noch nie sah, daß einer dieser Männer ein Ungeheuer besiegt oder eine Arbeit bewältigt hätte. Sie haben keinen Jolaos, der ihnen mit glühenden Eisen die Hydraköpfe am Stumpf abbrennt, sondern kaum ist der eine vernichtet, wachsen zwei neue nach.

Ich kenne unter meinen Landsleuten junge Männer, die das Unglück hatten, eine Farm zu erben – Häuser, Scheunen, Vieh und die dazugehörigen Arbeitsgeräte, denn solche Dinge werden leichter erworben, als man sie wieder los ist. Es wäre für sie besser gewesen, sie wären in der freien Natur geboren und von einer Wölfin gesäugt worden, dann hätten sie mit klarerem Blick erkannt, wo das wahre Feld ihrer Tätigkeit liegt. Wer hat sie denn zu Sklaven des Bodens gemacht? Warum müssen sie sich von ihren sechzig Morgen Land ernähren, wo der Mensch doch nur dazu verurteilt ist, sein eigenes Häufchen Staub zu schlucken? Warum müssen sie, kaum zur Welt gekommen, damit beginnen, an ihrem Grab zu schaufeln, wo sie doch nichts als ein Menschenleben vor sich haben, um, so gut es geht, mit allem fertig zu werden? Wie vielen armen unsterblichen Seelen bin ich nicht auf der Straße des Lebens begegnet, die sich keuchend und stöhnend unter ihrer Last hinschleppten, eine Scheune von fünfundsiebzig mal vierzig Fuß vor sich herschiebend, deren Augiasställe nie zu reinigen waren; dazu noch hundert Morgen Land bestellen, mähen, weiden und abholzen, wo jeder andere, der nicht mit einem so unnötigen Erbe belastet ist, genug damit zu tun hat, seine paar Kubikfuß Fleisch im Zaum zu halten und zu veredeln.

Aber des Menschen Mühen beruht auf einem Irrtum. Das meiste von ihm ist bald als Dünger unter die Erde gepflügt. Ein vermeintliches Verhängnis, allgemein »Notwendigkeit« genannt, treibt ihn dazu, wo es in einem alten Buche heißt, Schätze anzusammeln, die von Motten und Rost gefressen werden und an die sich die Diebe heranmachen. Das aber ist

ein Narrenleben, wie sie erkennen werden, sobald es dem Ende zugeht – wenn nicht schon vorher. Man sagt, Deukalion und Pyrrha schufen Menschen, indem sie über ihre Köpfe Steine hinter sich warfen:

Inde genus durum sumus, experiensque laborum,
Et documenta, damus qua simus origine nati.

Oder wie Sir Walter Raleigh klangvoll reimt:

»Seither erträgt die Menschheit Pein, sind ihre Herzen hart,
Als gält es den Beweis zu führen: vom Stein stammt unsere
Art.«

So geht es, wenn man einem stümperhaften Orakel blind gehorcht und Steine über den Kopf hinter sich wirft, ohne darauf zu achten, wohin sie fallen.

Die meisten Männer sind, sogar in diesem verhältnismäßig freien Land, aus purer Unkenntnis und Verblendung von ihren eingebildeten Sorgen und den vielen unnötigen Mühen des Lebens so sehr in Anspruch genommen, daß sie nie dazu kommen, dessen edlere Früchte zu pflücken. Ihre Hände sind von der übermäßigen Plackerei zu schwerfällig und zittrig geworden. Tatsächlich hat der arbeitende Mensch heute nicht mehr die Muße, sein Leben Tag für Tag wirklich sinnvoll zu gestalten. Wahrhaft menschliche Beziehungen zu seinen Mitmenschen kann er sich nicht leisten; es würde den Marktwert seiner Arbeit herabsetzen. Es fehlt ihm an Zeit, etwas anderes zu sein als eine Maschine. Kann er sich denn auf seine Unwissenheit besinnen, wie es für sein inneres Wachstum erforderlich wäre, wo er doch so oft von seinem Wissen Gebrauch machen muß? Wir müßten ihn manchmal ohne Gegenleistung ernähren, kleiden und ihn unserer Freundschaft versichern, ehe wir uns ein Urteil über ihn bilden. Die besten Sei-

ten unseres Wesens bleiben uns gleich dem Flaum frischer Früchte nur dann erhalten, wenn wir sie sehr behutsam behandeln. Und doch gehen wir weder mit uns noch mit anderen so zart um.

Wir alle wissen, wie arm manche unter uns sind, wie hart ihr Leben ist und wie oft sie gleichsam nach Luft ringen. Ich bin überzeugt, daß manche, die dieses Buch lesen, nicht imstande sind, alle Mahlzeiten, die sie tatsächlich verzehren, auch zu bezahlen, oder die Kleider und Schuhe, die sich so schnell abtragen – vielleicht schon abgetragen sind; sie müssen sich die Zeit borgen oder stehlen, um zu dieser Seite des Buches zu gelangen, und berauben ihre Gläubiger um diese Stunden. Es ist nur zu leicht zu ersehen, wie armselig und bedrückt das Leben vieler von uns ist; mein Blick dafür ist durch Erfahrung geschärft. Immer auf dem Sprung; hinein ins Geschäft – heraus aus den Schulden, aus jenem uralten Sumpf, den die Römer *aes alienum*, »des anderen Kupfer«, nannten, denn einige ihrer Münzen waren aus Kupfer. Leben, sterben und von »des anderen Kupfer« begraben werden; immer versprechen zu zahlen, für morgen es versprechen und heute sterben – insolvent; um Gunst, um Kundschaft werben, auf welche Weise immer – nur keine Gesetzesübertretungen, nicht ins Gefängnis kommen! Lügen, schmeicheln, versprechen, vor Höflichkeit zum Nichts zusammenschrumpfen oder sich in eine Wolke der Großzügigkeit auflösen – alles nur, damit der Nachbar sich die Schuhe, den Hut, den Mantel oder den Wagen bei euch machen läßt oder ihr ihm die Lebensmittel liefern dürft. Sich krank machen, nur um für den Fall einer Krankheit etwas zurückzulegen, das man in einer alten Schatulle oder in einem Strumpf hinter der Tapete versteckt oder noch sicherer hinter den Mauern einer Bank; Gleichgültig wo, wieviel oder wie wenig.

Manchmal erstaunt mich die Bereitwilligkeit – wenn ich es so nennen darf –, mit der wir uns über jene brutale, aber uns

doch eigentlich fremde Form der Zwangsarbeit den Kopf zerbrechen, die Negerversklavung. Dabei gibt es so viele unerbittliche und schikanöse Master, die sowohl den Süden wie den Norden versklaven. Ein Aufseher aus dem Süden ist hart, und einer aus dem Norden ist vielleicht noch schlimmer; am allerschlimmsten aber ist es, Sklaventreiber seiner Selbst zu sein. Redet mir nicht vom Göttlichen im Menschen! Schaut euch doch den Fuhrmann auf der Landstraße an, der tagsüber oder nachts zu Markte fährt. Was regt sich Göttliches in ihm? Als seine höchste Aufgabe betrachtet er es, die Pferde zu füttern und zu tränken. Was ist ihm seine Bestimmung im Vergleich zu dem Erlös aus seiner Fracht? Fährt er nicht im Dienste von Herrn »Tu-dich-um«? Was ist gottähnlich, was unsterblich an ihm? Wie er sich krümmt und windet, den ganzen Tag in unbestimmten Befürchtungen, weder unsterblich noch göttlich, sondern Sklave und Gefangener seiner Meinung von sich selbst, ein Ruhm, den er sich selbst zuzuschreiben hat. Die öffentliche Meinung ist im Vergleich zu unserer eigenen ein machtloser Tyrann. Was der Mensch von sich selbst denkt, ist das Entscheidende, ist das Ausschlaggebende für sein Schicksal. Selbstbefreiung bis in die westindischen Provinzen der Phantasie und Vorstellungskraft – welcher Wilberforce setzt sich dafür ein? Man denke auch an die Damen des Landes, die Zierkissen für den Jüngsten Tag sticken, um ja kein allzu reges Interesse an ihrer Bestimmung zu verraten! Als könne man die Zeit totschiessen, ohne die Ewigkeit zu verletzen.

Die Mehrzahl der Menschen bringt ihr Schicksal in stiller Verzweiflung hin. Was wir Resignation nennen, ist nichts anderes als chronische Verzweiflung. Aus der hoffnungslosen Stadt geht man aufs hoffnungslose Land und sucht Trost an der Schönheit von Nerz und Bisamratte. Eine stereotype, wenn auch unbewußte Form der Verzweiflung ist sogar unter dem verborgen, was man allgemein als Spiele und Unterhal-

tungen bezeichnet. Sie haben nichts von einem Spiel an sich, denn das kommt erst nach der Arbeit. Ein charakteristisches Merkmal der Weisheit jedoch ist es, nichts aus Verzweiflung zu tun. Wenn wir bedenken, was – nach den Worten des Katechismus – das höchste Gebot des Menschen ist und was der wahre Lebenszweck, die notwendigen Lebensbedürfnisse sind, dann scheint es, als hätten die Menschen sich absichtlich für die allgemein übliche Lebensweise entschieden, weil sie diese jeder anderen vorziehen. Indes sind sie ehrlich davon überzeugt, keine andere Wahl zu haben. Freilich, wache und gesunde Naturen sind sich noch dessen bewußt, daß die Sonne einmal rein aufging. Es ist jedoch nie zu spät, unsere Vorurteile aufzugeben. Auf keine Art des Denkens oder Handelns, wie alt sie auch sei, kann man sich verlassen, ohne sie vorher erprobt zu haben. Was heute alle Welt als wahr anpreist oder stillschweigend dafür gelten läßt, kann morgen falsch sein, sich in Rauch auflösen, den mancher für eine Wolke hielt, die fruchtbaren Regen über seine Felder bringen würde. Was alte Leute für unausführbar halten – versuch es selbst, und du wirst finden, daß du es kannst. Altes Tun für die Alten, neues für die Jungen. Die Alten verstanden einstmals nicht, sich das Brennmaterial zu verschaffen, um ihr Feuer in Gang zu halten; heute legt man ein bißchen trockenes Holz unter einen Kessel und saust mit der Schnelligkeit eines Vogels rund um die Erde. Das Alter ist kein besserer, ja kaum ein so guter Lehrmeister wie die Jugend, denn es hat nicht so viel gewonnen, wie es verlor. Man möchte beinahe daran zweifeln, daß selbst der Weiseste durch Erfahrung etwas von absolutem Wert gelernt hat. Faktisch haben die Alten den Jungen keine wesentlichen Ratschläge zu geben, denn ihre eigene Erfahrung war zu ich-gebunden, ihr Leben – aus persönlichen Gründen, wie sie natürlich glauben – ein kläglicher Mißerfolg. Vielleicht ist ihnen auch, ihrer Erfahrung zum Trotz, ein wenig Glaube geblieben, und sie sind nur we-

niger jung, als sie waren. Ich habe auf diesem Planeten etwas über dreißig Jahre zugebracht, ohne auch nur die erste Silbe eines wertvollen, ja nicht einmal eines ernstzunehmenden Rates von meinen älteren Zeitgenossen vernommen zu haben. Sie haben mir nichts mitgeteilt, was brauchbar wäre, und wahrscheinlich haben sie mir auch nichts mitzuteilen. Hier ist das Leben, ein Experiment, von mir zum größten Teil noch unversucht; es nützt mir nichts, daß andere es versucht haben. Wenn ich irgendwelche Kenntnisse erworben habe, die mir von Wert erscheinen, so verdanke ich sie bestimmt nicht meinen Ratgebern.

»Sie können nicht von Pflanzenkost allein leben«, erklärte mir ein Farmer, »denn sie trägt nichts zur Knochenbildung bei.« Darum verwendete er mit heiligem Ernst den halben Tag darauf, sich den Rohstoff zum Aufbau seiner Knochen zuzuführen; dabei trottet er hinter seinen Ochsen her, die ihn mit ihren Pflanzenkost-Knochen samt seinem schwerfälligen Pflug über alle Hindernisse hinwegziehen. Es gibt Dinge, die von gewissen Kreisen, den hilflosesten und angekränkelten, tatsächlich als Lebensnotwendigkeiten betrachtet werden, während sie anderen bloß als Luxus erscheinen und wieder anderen überhaupt unbekannt sind.

Manche meinen, das ganze Leben mit all seinen Höhen und Tiefen sei von ihren Vorgängern erprobt und für alles sei vorgesorgt worden. Laut Evelyn »traf der weise Salomo Verfügungen über die Abstände, die zwischen den einzelnen Bäumen einzuhalten wären, und die römischen Prätores bestimmten, wie oft man rechtmäßig des Nachbarns Boden betreten dürfe, um dort die abgefallenen Eicheln zu sammeln, und wieviel davon an den Nachbarn abzuliefern sei«. Hippokrates hat sogar Anweisungen hinterlassen, wie wir uns die Nägel schneiden sollten; nämlich gleich lang mit den Fingerspitzen, nicht kürzer und nicht länger. Überdruß und Langeweile, die uns glauben lassen, alle Abwechslung und Freude sei aus dem Leben

gewichen, sind bestimmt so alt wie Adam. Aber des Menschen Möglichkeiten sind noch nicht ermessens, noch können wir sie nach seinen bisherigen Leistungen beurteilen – so wenig wurde erst versucht. Was immer deine Irrtümer bisher gewesen sind, »sei nicht betrübt, mein Kind, denn wer vermag dir anzulasten, was du ungetan gelassen«?

Tausend einfache Vergleiche können uns den Zusammenhang allen Lebens zeigen: zum Beispiel, daß dieselbe Sonne, die meine Bohnen zum Reifen bringt, gleichzeitig ein ganzes System von Weltkörpern wie den unsrigen beleuchtet. Wäre mir das stets bewußt gewesen, ich hätte mir manchen Irrtum erspart. Das war freilich nicht die Erleuchtung, in der ich meine Bohnen pflanzte. Wie herrlich sind die Dreiecke, deren Scheitelpunkte die Sterne bilden! Und wie verschiedenartig, wie weit voneinander entfernt sind die Wesen, die sie von den verschiedenen Teilen des Weltalls im gleichen Augenblick betrachten. Die Natur und das menschliche Leben sind genauso mannigfaltig wie unsere einzelnen Anlagen. Wer kann sagen, wie das Leben für einen anderen aussieht? Gäbe es ein größeres Wunder als das, einen Augenblick mit den Augen des anderen sehen zu können? Wir könnten in einer Stunde in allen Zeitaltern leben, ja in allen Welten aller Zeiten! Geschichte, Poesie, Mythologie! Ich könnte mir kein Buch über die Erlebnisse eines anderen vorstellen, das so erregend und belehrend wäre.

Das meiste von dem, was meine Mitmenschen für gut halten, halte ich im Grunde meines Herzens für schlecht, und wenn ich etwas im Leben bereue, dann wohl am ehesten meinen guten Lebenswandel. Von welchem Teufel war ich besessen, mich so gut zu betragen? Du magst so weise reden, wie du kannst, alter Mann, du, der siebzig Jahre lebte, und nicht ohne Ehren; ich aber folge einer unwiderstehlichen Stimme, die mich fortlockt von alledem. Eine Generation läßt die andere zurück wie gestrandete Schiffe.

Ich finde, wir können ruhig viel mehr Vertrauen haben und die Sorge um uns selbst in dem Maße aufgeben, als wir sie ehrlich anderen zuwenden. Die Natur paßt sich unserer Schwäche ebenso an wie unserer Stärke. Die ständige Anstrengung und Angst mancher Menschen ist fast eine unheilbare Krankheit geworden. Wir sind geneigt, die Wichtigkeit unserer Arbeit zu überschätzen. Und doch: wie vieles ist ohne unser Zutun geschehen? Und wenn wir krank geworden wären? Wie vorsichtig sind wir doch! Wo es sich nur vermeiden läßt, sind wir entschlossen, ohne Vertrauen auszukommen. Den ganzen Tag auf der Hut, sprechen wir abends nur unwillig unsere Gebete und überlassen uns dem Ungewissen. So unbedingt und ausschließlich hängen wir an dem Leben, das wir führen, halten es hoch und verschließen uns jeder Möglichkeit einer Änderung. Das ist der einzige Weg, sagen wir. Aber es gibt so viele Wege, wie wir Radien von einem Mittelpunkt aus ziehen können. Jede Veränderung ist ein Wunder, des Nachdenkens wert, allein es ist ein Wunder, das sich jeden Augenblick vollzieht. Konfuzius sagt: »Zu wissen, daß wir wissen, was wir wissen, und daß wir nicht wissen, was wir nicht wissen, das ist das wahre Wissen.« Sobald nur ein Mensch eine Schöpfung der Phantasie auf eine des Verstandes reduziert hat, werden alle übrigen ihr Leben auf dieser Grundlage aufbauen, davon bin ich überzeugt.

Überlegen wir doch einmal, welchen Dingen unsere Sorgen und Ängste vorwiegend gelten, und ob es überhaupt notwendig ist, sich Sorgen zu machen oder sich zumindest vorzusehen. Es wäre kein schlechter Gedanke, mitten in unserer Zivilisation ein einfaches Grenzerleben zu führen, nur um zu erfahren, was die notwendigsten Lebensbedürfnisse eigentlich sind und welche Methoden es gibt, sie zu befriedigen; oder auch in den alten Büchern der Kaufmänner nachzusehen, was die Menschen am häufigsten in den Geschäften

kaufen, was gelagert wurde, welche die gängigsten Lebensmittel waren. Denn die Fortschritte von Jahrhunderten haben die grundlegenden Gesetze der menschlichen Existenz nur wenig beeinflußt; so wie sich unsere Skelette wahrscheinlich nicht von denen unserer Vorfahren unterscheiden.

Unter dem Wort *Lebensbedürfnisse* verstehe ich alles, was sich der Mensch durch eigene Mühe erwirbt, was ihm seit jeher oder durch lange Gewöhnung so wichtig geworden ist, daß höchstens Wilde, Arme oder Philosophen je versuchten, ohne es auszukommen. Für die meisten Geschöpfe gibt es in dieser Beziehung nur ein Lebensbedürfnis, die Nahrung. Für den Büffel in der Prarie werden es ein paar Büschel schmackhaften Grases und ein Trunk Wasser sein; es sei denn, daß er gerade den Schutz des Waldes oder den Schatten eines Berges aufsucht. Kein Geschöpf der Tierwelt braucht mehr als Nahrung und Unterschlupf. Die Lebensbedürfnisse eines Menschen unseres Klimas lassen sich ziemlich vollständig unter den Begriffen *Nahrung, Wohnung, Kleidung* und *Brennstoff* zusammenfassen. Denn erst wenn wir uns diese gesichert haben, können wir mit freiem Kopf und mit einiger Aussicht auf Erfolg auf die wahren Probleme des Lebens eingehen. Der Mensch hat nicht nur Häuser erfunden, sondern auch Kleidung und das Zubereiten der Nahrung; und aus der zufälligen Entdeckung der Feuerwärme und ihrem ständigen Gebrauch entwickelte sich vermutlich das heutige Bedürfnis, am Feuer zu sitzen. Wir sehen, daß auch Katzen und Hunde sich dies zur zweiten Natur gemacht haben. Durch entsprechende Behausung und Kleidung erhalten wir die uns notwendige innere Wärme. Beginnt aber nicht mit einem Übermaß an beidem oder an Heizung allein, also mit einer größeren äußeren als der eigenen inneren Wärme eigentlich schon ein Kochen? Der Naturforscher Darwin berichtet aus Feuerland, daß seinen Leuten, die warm angezogen nahe am Feuer saßen, keineswegs zu heiß gewesen sei, während zu seiner Überra-

schung den nackten Eingeborenen, die weiter entfernt standen, bei diesem »Rösten« der Schweiß heruntergeronnen wäre. Ebenso wird erzählt, daß der Neuholländer ruhig nackt herumläuft, während der Europäer in seinen Kleidern friert. Sollte es nicht möglich sein, diese Widerstandsfähigkeit wilder Völker mit der Intelligenz des zivilisierten Menschen zu vereinen? Laut Liebig ist der menschliche Körper ein Ofen und die Nahrung der Brennstoff, der die Verbrennung in den Lungen aufrechterhält. Bei kaltem Wetter essen wir mehr, bei warmem weniger. Die tierische Wärme ist das Ergebnis einer langsamen Verbrennung, während Krankheit und Tod eintreten, wenn diese zu rasch vor sich geht. Auch Mangel an Brennstoff oder Luftzufuhr kann das Feuer zum Erlöschen bringen. Natürlich darf Lebenswärme nicht mit Feuer verwechselt werden; so weit zur Analogie. Es scheint also, daß nach der obigen Liste der Lebensbedürfnisse der Ausdruck *tierisches Leben* fast gleichbedeutend mit dem Ausdruck *tierische Wärme* ist; denn während man Nahrung als den Brennstoff betrachten mag, welcher das Feuer in uns aufrechterhält – der eigentliche Brennstoff wird nur dazu gebraucht, Nahrung zuzubereiten oder durch äußeres Zutun unsere Körperwärme zu erhöhen –, dienen Wohnung und Kleidung hauptsächlich dazu, die so erzeugte und aufgenommene *Wärme* zu erhalten.

Die wichtigste Notwendigkeit für unseren Körper ist demnach, warm zu bleiben, die Lebenswärme in uns zu erhalten. Wieviel Mühe machen wir uns, nicht allein, was Nahrung, Kleidung und Wohnung betrifft, sondern auch unsere Betten, die unsere Nachthüllen sind, Wohnungen in den Wohnungen, derentwegen wir die Vögel ihrer Brutstätten und ihres Gefieders berauben; so gleichen wir dem Maulwurf, der im hintersten Winkel seines Baues ein Bett aus Gras und Blättern bereitet! Der Arme klagt gewöhnlich darüber, wie kalt diese Welt sei. Und auf Kälte, sowohl der physischen

als auch der sozialen, beruht ein großer Teil unserer Leiden. Das Klima mancher Breitengrade ermöglicht dem Menschen im Sommer ein geradezu paradiesisches Leben: Brennstoff wird nicht gebraucht, es sei denn zum Kochen. Die Sonne ist das Feuer, und viele Früchte werden durch sie tischfertig geliefert. Die Nahrung ist im allgemeinen abwechslungsreicher und leichter erreichbar, Kleidung und Wohnung oft ganz oder teilweise unnötig. An zweiter Stelle stehen bei uns heutzutage, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, ein paar Geräte: ein Messer, eine Axt, ein Spaten, ein Schubkarren etc. und für den Studierenden eine Lampe, Schreibzeug und der Zugang zu einigen Büchern. Das alles ist für wenig Geld zu haben. Und doch gibt es Leute, die unklugerweise, um zu leben, das heißt, um sich angenehm warm zu erhalten, in ungesunde, barbarische Gegenden auf der anderen Seite des Erdballs ziehen, dort zehn bis zwanzig Jahre Handel treiben, um schließlich in Neuengland zu sterben. Besonders Reiche halten sich nicht nur angenehm warm, sondern unnatürlich heiß; sie lassen sich kochen, wie ich bereits erwähnte, das allerdings *à la mode*.

Fast jeder Luxus und viele der sogenannten Bequemlichkeiten der Lebens sind nicht nur entbehrlich, sondern ein ausgesprochenes Hindernis für die Höherentwicklung der Menschheit. Die Weisesten haben in dieser Beziehung seit jeher dürftiger und einfacher gelebt als die Armen. Die alten Philosophen: Chinesen, Hindus, Perser und Griechen bildeten eine Klasse, die an äußeren Gütern ärmer, aber an inneren reicher war als jede andere. Wir wissen sehr wenig von ihnen, doch ist es erstaunlich, daß wir so viel von ihnen wissen. Das gleiche trifft auf die Reformer und Wohltäter späterer Völker zu. Nur freiwillige Armut verleiht die Überlegenheit unparteiischer und weiser Betrachtung des menschlichen Lebens. Die Frucht eines Lebens in Luxus ist Luxus, ob in der Landwirtschaft, im Handel, in der Literatur oder in der Kunst. Wir

haben heute Professoren der Philosophie, aber keine Philosophen. Wie man einst trefflich sein Leben verbrachte, davon hört man heute trefflich dozieren. Philosoph sein heißt nicht nur, tiefsinnige Gedanken zu haben, nicht einmal eine eigene Schule zu gründen; es heißt vor allem, die Weisheit so sehr zu lieben, daß man ihren Erkenntnissen gemäß ein Leben der Einfachheit, Unabhängigkeit, Großmut und Zuversicht führt, und es heißt, einige Probleme des Lebens nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis zu lösen. Der Erfolg großer Gelehrter und Denker ist doch für gewöhnlich ein höfischer Erfolg, kein königlicher oder männlicher. Sie bringen es gerade fertig, nach dem Prinzip der Anpassung zu leben, ebenso wie ihre Väter; doch sind sie keinesfalls die Erzeuger eines edleren Geschlechts. Wie kommt es eigentlich, daß wir Menschen degenerieren? Warum sterben Familien aus? Welcher Art ist die Verschwendung, die ganze Völker schwächt und zugrunde richtet? Sind wir sicher, daß sich nichts davon in unserem eigenen Leben findet? Der Philosoph ist seiner Zeit voraus, selbst in der äußeren Lebensform. Er nährt, kleidet und wärmt sich nicht wie seine Zeitgenossen, er wohnt auch nicht wie sie. Wie kann er auch Philosoph sein, wenn er seine Lebenswärme nicht auf bessere Art zu erhalten weiß als die anderen?

Wenn ein Mensch nun auf die verschiedenen von mir beschriebenen Arten erwärmt ist, was wird er als nächstes benötigen? Doch sicher nicht mehr Wärme der gleichen Art, also mehr und besseres Essen, größere und schönere Häuser, feinere und reichere Kleidung, länger anhaltendes und heißeres Feuer und dergleichen. Wenn er einmal die Dinge erlangt hat, die zum Leben notwendig sind, gibt es noch eine andere Möglichkeit, als nach dem Überflüssigen zu trachten: sich an das Leben selbst zu wagen, wenn der reine Existenzkampf nicht mehr seine ganze Kraft beansprucht. Der Boden scheint für die Saat geeignet; sie hat ihre Wurzeln tief in die Erde ge-